

DREI WOCHEN NACH DEM PARADIES

Monolog von **Israel Horovitz**

Deutsch von **Daniel Call**

DREI WOCHEN NACH DEM PARADIES

Monolog von **Israel Horovitz**

Deutsch von **Daniel Call**

Alle Rechte vorbehalten
Unverkäufliches Manuskript
Das Aufführungsrecht ist allein zu erwerben vom Verlag

gallissas[®]
theaterverlag und mediaagentur gmbh

Bitte beachten Sie folgende Hinweise: Dieses Buch darf weder verkauft, verliehen, vervielfältigt, noch in anderer Form weitergeleitet werden. Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, Verfilmung und Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen und sonstige Medien, sowie der mechanischen Vervielfältigung und der Vertonung, bleiben vorbehalten.

Dieses Buch darf zu Bühnenzwecken, Vorlesungen und sonstigen Aufführungen nur benutzt werden, wenn vorher das Aufführungsrecht einschließlich des Materials rechtmäßig von uns erworben wurde. Das Ausschreiben der Rollen ist nicht gestattet. Eine Übertretung dieser Bestimmungen verstößt gegen das Urheberrechtsgesetz.

Eintragungen dürfen ausschließlich mit Bleistift vorgenommen werden und müssen vor der Rückgabe entfernt sein.

Wird das Stück nicht zur Aufführung angenommen, so ist das Buch umgehend zurückzusenden an:

gallissas theaterverlag und mediaagentur GmbH
Potsdamer Str. 87
10785 Berlin
Deutschland
Telefon: 030 / 31 01 80 60 – 0
www.gallissas.com

Für meine Kinder und deren Kinder...

Anmerkung für die Regie: Ab und an erklingt zwischen den Beats ein Läuten – das einer Uhr oder vielleicht einer Kirchenglocke. Auch kann ein Solocello eingesetzt werden – live oder aus der BÜchse – um den Text zu untermalen. Auch kann ein Musiker auf der Bühne erscheinen, der verschiedene Instrumente bedient. Der Musiker kann auch die nötigen Soundeffekte live produzieren. Im Text werden nur Cello und Glockengeläut erwähnt, an den Stellen nämlich, für welche sie vorgesehen sind. Bitte nicht der Versuchung erliegen, Ausschnitte aus Nachrichten oder Audio-Mitschnitte zu verwenden.

Dunkel. Ein einzelnes Cello erklingt; getrieben. Das Licht blendet auf, senkt sich auf einen Mann, der vorne steht, mit dem Rücken zum Publikum. Nach ein paar Augenblicken wendet er sich den Zuschauern zu, spricht.

MANN

Es ist weg. Es war da, solange ich New Yorker bin. Aber jetzt ist es weg.

Läuten.

Ich will mich heute in ein Irrenhaus einweisen lassen. Ich kann die nächtlichen und täglichen Abträume nicht aufhalten. Ich bin im Flugzeug, ringe die Entführer zu Boden. Ich bin der Supervater, der alle Kinder dieser Erde rettet. Ich mache verschiedene Variationen dieses Traumthemas durch, zehn bis fünfzehn Mal pro Tag. Ich werde von Teppichmessern aufgeschlitzt, aber nichts kann mich aufhalten. Ich fliege die Maschine nach Newark und bringe sie sicher zur Landung. Selbst die Entführer sind beeindruckt. Ich lehne es ab, meinen Namen zu nennen. Ich bin der geheimnisvolle anonyme Superpapi, ein stiller Held.

Beat.

Ich nehme meinen Kindern ihr Lächeln übel, meiner Frau ihre Arglosigkeit. Können sie nicht, wie ich, den Geruch des Todes wittern, der in der Luft liegt? Und die 2000 Fotos vermisster Personen, die, gleich vor unserer Türe, an den Wänden von St. Vincents, der New School und von Ray's Pizza hängen? Sehen sie nicht den Schrecken in den 4000 Augen? Die 10 000 ungläubigen Tränen? Die schluchzenden Familien, die, wie Spiegel, auf „*Habt ihr Muriel Siskopoulos gesehen?*“, „*Vermisst – Adel Zakhary!*“, „*Hat jemand Christian Maltby gefunden?*“ starren? In den Augen der Betrachter hallen Schrecken und Fassungslosigkeit der Opfer wider. Kann meine eigene Familie wirklich so kalt sein, dass sie die Trauer beiseite schiebt für den Bruchteil einer Sekunde des Lächelns?

Beat.

Was ist mit den 6000 Leichenteilen am Ground Zero, 10 Minuten Fußweg von unserer Türe aus, die dort zum schauernden Vergnügen der immerhungrigen Rattenwelt verwesen?

Läuten.

Heute sehe ich einen Polizisten – nicht älter als 40, mit Schnauzbart, akkurat. Ich laufe meine Runden, was in letzter Zeit eher einem verzweifelten Taumeln nahekommmt. Er steht allein an der Ecke 9.Avenue, 17.Straße, und bewacht Weiß-Gott-Was. Er wirkt so traurig. „Wie geht’s Ihnen?“, frage ich, nur um ihn wissen zu lassen, dass er nicht unsichtbar ist. „Nicht so gut“ antwortet er, „nicht so gut.“ Dann beginnt er zu weinen und wendet sich ab. Ich berühre seinen Arm, gehe weiter meiner Wege und überlasse ihn der Illusion des Mitgeföhls. Ein heulender Polizist? Könnte er dasselbe Schwein sein, das ich 1968 so verachtete?

Läuten.

Meine jüngere Tochter Hannah, die in die Unterstufe der La Guardia Highschool geht, 5 Meilen vom World Trade Center, erzählt mir folgende Geschichte: Am Morgen des 11., kurz nachdem die Nachrichten die Einschläge der Flugzeuge gemeldet haben, ruft eine Mutter ihre 15jährige Tochter von ihrem Büro im North Tower aus per Handy an. Das Mädchen besucht einen Zeichenkurs nahe Hannahs Klasse, und sie ist vor Angst erstarrt, seit man die Anschläge meldet, denn sie weiß, dass ihre Mutter im 101.Stock des World Trade Centers arbeitet. „Gott sei Dank geht es Dir gut, Mama!“ ruft das Mädchen glücklich erleichtert. „Mir geht es gut“ schluchzt die Mutter, „Ich rufe Dich an, um Dir Lebewohl zu sagen.“

Beat.

So ein Drama denkt man sich nicht aus. Es wurde uns aufgezwungen; zu traurig um wahr zu sein.

Läuten.

Mein Sohn war in der Schule, der Stuyvesant High, gleich gegenüber dem Ort des Geschehens. Als das erste Flugzeug einschlägt, rennen die Kinder an die Fenster. Sie sehen, wie die zweite Maschine einschlägt, und dann beobachten sie, wie die Menschen zwischen Feuer und Straßenpflaster entscheiden – wie sie springen; dieses eine Pärchen, das sich bei den Händen hält. Reality-TV extrem, aber kein Bungeeseil in Reichweite. Dann stürzt der andere Turm ein. Sie sehen sich die ganze Amputation an. Wo sollen sie diese Eindrücke in ihren jungen, hoffnungsvollen Seelen unterbringen?

Beat.

Meine Frau und ich hören das Flugzeug, ein paar hundert Meter über unserem Dach. Wir sitzen in unserer sonnendurchfluteten Küche, schlürfen erlesenen Kaffee, genießen unsere letzten Sekunden im Paradies. Das Dröhnen der Maschine verheißt Untergang. Und dann, als das Schreien und Donnern des Flugzeugs geheimnisvoll verstummt, folgt in der Ferne ein dumpfer Aufprall. Nur wenige Minuten vergehen, bis mein Schwiegervater aus London anruft, einen fröhlichen Gruß zu senden, und vorschlägt, wir „...sollten vielleicht mal den Fernseher einschalten... ein Flugzeug schlug in den...“. Wir eilen die Treppen hoch, ins Zimmer unseres Sohns. Wir erblicken vom Fenster aus den Opferturm, von Flammen umlodert, aus dessen Verbrennungswunde schon Asche quillt. Unser Sohn ist dort gleich gegenüber, also stürmen wir die Treppe wieder hinab, springen auf unsere Fahrräder und rasen zum Hudson River, unserer täglichen Rennstrecke, zu dem Aussichtspunkt, von wo aus wir den nördlichen Trakt seiner Schule ausmachen können. Sie ist unberührt, intakt, sicher. Tausende von Büroangestellten kommen uns entgegen, Evakuierte der Türme, vom World Trade Center her, vom Battery Park, vom *Quartier d'Enfer*. Wir entscheiden, es sei zu selbstsüchtig, auf unseren Fahrrädern gegen den sich nach Norden wälzenden Strom der Überlebenden anzukämpfen. Wir sagen uns: „Unserem Kind geht es gut.“ Wir begeben uns ans äußerste Ende des Pier 40, der so weit in den Hudson hineinragt, dass man von hier aus noch freiere Sicht auf die

Stuyvesant Highschool hat. Erst jetzt erkennen wir, dass auch der zweite Turm in Flammen steht. Ein älterer Sonnenanbeter ruft mir zu: „Wissen Sie, was passiert ist? Ich hab geschlafen!“ Mir schießt durch den Kopf, dass es Terroristen gewesen sein müssen, die die Türme angegriffen haben – das sage ich ihm. Ohne zu zögern antwortet er: „Saddam Hussein.“ Ich zeige über den Fluss Richtung Stuyvesant. „Mein Sohn geht auf diese Schule.“ „Stuyvesant“ bemerkt er, „schwer, da raufzukommen. Muss ein kluger Bengel sein.“ „Das ist er. Und ein nettes Kind.“ Als ich das sage, streift mich der Gedanke, dass dies eine seltsame Art ist, auszudrücken, mein Junge sei ein Teil von mir – wie ein starker Stamm in meinem Rücken, der mich hält.

Läuten.

Während meines Geplänkels mit dem Sonnenanbeter bleibt meine Frau stumm. Ihr Gesicht ist tränenüberströmt. Ich weiß, dass sie an ihre tote Mutter denkt. Ich nehme sie bei der Hand: „Lass uns heimgehen.“

Beat.

Auf dem Weg frage ich Leute, ob die Stuyvesant in Ordnung aussah, als sie an dem Gebäude vorbeikamen. Ein milchgesichtiger Broker ruft mir zu: „Ich bin auf die Sty gegangen. Sie ist unberührt. Ich bin eben dran vorbeigelaufen. Ich arbeite im World Trade Center. Sie haben uns sofort evakuiert. Ich hab meine ganzen Sachen dagelassen. Ich vermute, nichts wird damit geschehen.“

Beat.

Ich versetze mich in Olivers Haut. Ich bin 15 und habe gerade erfahren, dass die Türme in Flammen stehen, gleich gegenüber. Ich verlasse die Schule, renne auf die Straße, das Spektakel näher anzusehen. Das ist das erste Mal, dass mir aufgeht, Oliver könne eventuell nicht in der Schule sein – dass er auf der Straße sein und in Gefahr schweben mag. Als ich

15 war hätte ich einen näheren Blick riskiert, dessen bin ich sicher. Ich weiß nicht, was ich tun, wohin ich mich wenden soll. Ich versuche mich zu beruhigen. Wir beschließen heimzukehren, die Schule anzurufen, auf Ollies Rückruf zu warten.

Beat.

Wir kehren heim – pünktlich, den Einsturz der Türme zu bezeugen; zunächst der erste, dann der andere. Wir wissen, dass auch unser Sohn zuschaut – entweder von der Schule aus, oder von der Straße in der Nähe. Zu diesem Zeitpunkt können wir nicht wissen, ob die Türme auf die Schule gefallen oder implodiert und in sich eingestürzt sind.

Stille.

Als mir meine Mutter den Tod meines Vaters mitteilte, sagte sie schlicht: „Setz Dich besser hin. Ich habe schlechte Nachrichten. Dein Vater ist gestorben.“ Augenblicklich bildeten sich drei Pusteln auf meinem Arm. Ich dachte, vielleicht habe ich mich unbemerkt mit heißem Kaffee verbrüht. Aber am nächsten Tag platzten die Pusteln und taten teuflisch weh. Der Arzt erklärte mir, bei den Pusteln handle es sich um eine Gürtelrose, hervorgerufen durch extremen Stress. Die Momente, da ich mir vorstellte, mein Sohn könne unter all dem Staub und Beton begraben liegen, waren die schlimmsten meines Lebens. Der Tod meines Vaters war wie eine Warnung. Nun verstehe ich bis auf die Knochen die natürliche Ordnung von Leben und Tod. Kinder sollen nicht vor ihren Eltern sterben. Das ist falsch, unerträglich falsch.

Läuten.

Als Hannah und Oliver 5 waren, starb ein Freund der Familie. Das war ihre erste Begegnung mit dem Tod. Sie sind Zwillinge, und zu diesem Zeitpunkt teilten sie sich ein Schlafzimmer unter dem Dachboden. Ich entsinne mich noch, wie tief verunsichert Oliver war, als ich die Kinder an

diesem Abend zu Bett brachte. „Ich weiß gar nicht, was ich tun soll, wenn jemand, den ich wirklich liebe, stirbt, Papa.“ Ich sage dazu das, was man von einem Vater so erwartet: „Diejenigen zu überleben, die man liebt, ist die härteste Prüfung... aber das Leben geht weiter.“ All das eben. Die kurze Stille nach meinen Ausführungen durchbricht Oliver mit seiner ausgezeichneten Definition von Liebe: „Ich hoffe, dass Du sehr sehr lange lebst, Papa, damit ich im selben Moment, wenn Du stirbst, mit Dir sterben kann.“

Läuten.

Man hat den Eindruck, der Einsturz der Twin Towers wird in 5 Minuten 50mal wiederholt. Gill und ich studieren die Katastrophe aus jedem erdenklichen Blickwinkel. „Die Schule ist sicher!“ rufe ich, als man die Stuyvesant unbeschadet im Vordergrund erblickt. Auch Gill sieht das. Sie wirkt erleichtert. Ich teile meine dunklen Gedanken, unser Sohn könne draußen sein und von dort aus den Untergang des Paradieses betrachten, nicht mit ihr.

Läuten.

Die Türglocke läutet. Es ist mein ältester Sohn Matthew. Ich sollte eigentlich am Nachmittag des 11. vom Flughafen Newark aus nach Los Angeles fliegen, und ich hatte Freunden und Familie meine Reisedaten zugemailt. Natürlich Matthew als einem der ersten. Er wusste, ich plante einen United Flug nach LA zu nehmen, konnte sich aber nicht an die genaue Zeit erinnern. Normalerweise hätte ich den Flug um 8 Uhr früh genommen. Aber weil ich mir den Ellbogen gestoßen hatte, rief ich meinen Steve Zuckerman in LA an, sagte unsere Verabredung zum Golf ab und buchte eine spätere Maschine. (Später soll ich erfahren, dass Zucks Schwager Alan im Nordturm umgekommen ist.) Als ich in Matthews Gesicht blicke, er in meines, spiegelt sich in seinen Zügen mein Schrecken. Ich fürchte, er fällt in Ohnmacht. „Gott sei Dank!“ sagt er. „Aber Oliver!“ entgegne ich, „Wir wissen nicht, ob es ihm gut geht.“ „Vom Fenster

aus sah die Schule okay aus.“ sagt Matthew, und dann fügt er hinzu: „Kelly war draußen, zum Laufen. Sie sah das Flugzeug einschlagen. Sie war seitwärts der Türme, gleich die Straße rauf, schräg gegenüber von Olivers Schule.“ Ich sage ihm, dass ich nicht sicher bin, ob Ollie in der Schule oder auf der Straße ist. „Ich geh nachschauen. Ich ruf Dich an. Damit verschwindet er auch schon in der Traube von Ü-Wagen, die sich bereits gegenüber beim St.Vincent-Hospital gebildet hat. Krankenwagen bringen schon die ersten Verletzten und Toten. Gill eilt die Treppe hinab. „Sie haben gerade die Stuyvesant eingebildet. Sie ist unbeschadet. Der Sprecher sagte, dass die Kinder alle im Schulgebäude in Sicherheit sind.“ Offenbar hatte sie dieselbe Sorge wie ich, und sie auch für sich behalten. Ich rufe die Schulzentrale an. Besetzt. Ich wähle nochmals. Besetzt. Ich klicke mich auf die Website der Stuyvesant. Nichts. Matthew ruft an. „Ich habe eben Kathy McGinty getroffen. Gaea sagte, sie habe Oliver im Musiksaal gesehen. Es geht ihm gut.“ Meine Knie werden schwach. Ich sitze auf dem Boden meines Büros.

Beat.

Plötzlich schreit Matthew: „Die Schüler der Stuy gehen mit ihren Lehrern den West Side Highway entlang! Sie sind okay!“ Ich stelle mit meinem Sohn vor, wie er mit seinen 3000 Mitschülern den West Side Highway hoch läuft. Wie aufregend all das für sie sein muss. Der gute Matthew ruft: „Er müsste in einer Minute daheim sein, Dad!“ Gleich darauf klingelt das Telefon. Es ist Ollie, der von einem nahen Restaurant aus anruft. Er fragt, ob es klargeht, dass er ein paar Freunde aus Brooklyn mitbringt, da die U-Bahnen nicht mehr fahren. „Freilich. Beeil Dich.“ Gill hört vom anderen Apparat aus zu. Wir lachen und weinen beide, alles zur gleichen Zeit.

Beat.

Ich starre Ollie und seine Freunde an, die in unserem Wohnzimmer durcheinander plappern. Wie schön sie sind, denke ich – eigentlich gehörten sie im Museum ausgestellt, damit alle Menschen ihrer teilhaftig

werden können. Erstaunlicherweise muss ich die Kinder aus Brooklyn dazu drängen, ihre Eltern anzurufen. Sie alle sind vom Fernseher gefesselt, betrachten Amateurvideos aus der Hölle. Einer nach dem anderen willigt ein, seine Mutter anzurufen, bleibt aber betont cool. „Bitte, Mom, mir geht’s gut. Ich werd hier noch ne Weile abhängen, okay?“ Unser Haus wird zum Kontrollzentrum eines Dutzends hysterischer Brooklyn-Eltern. Gemeinsam schauen die Kinder im Fernsehen die endlosen Wiederholungen der Tragödie. Erst jetzt realisieren sie die Gefahr, in der sie schwebten. Durch das Fernsehen verstehen sie. So sehen sie die Dinge. Jetzt rücken sie näher zusammen. Extremes Reality-TV. Sie sind Überlebende. Sie wurden nicht ausgeknipst. Sie sind einfach davongegangen.

Läuten.

Draußen vor unserem Fenster bildet sich aus 1000 Menschen eine für New Yorker Verhältnisse äußerst akkurate Schlange. Sie warten, zur Blutspende ins St.Vincent’s vorgelassen zu werden. Gerade mal eine Stunde ist seit den Anschlägen vergangen, und schon sind 1000 New Yorker bereit, ihr Blut zu geben. Ein Ansager lässt im Fernsehen verlauten, dass sich vor allen Krankenhäusern von Chinatown bis nach Harlem hin dieselben Szenen abspielen.

Beat.

Die Feuerwehr in unserer Nachbarschaft musste Verluste hinnehmen. Sieben junge Kerle von der Feuerwehr in der 10. Straße sind tot, zwölf von der 4. Avenue. Man geht davon aus, dass mehr als 300 Feuerwehrleute umkamen, als die Türme einstürzten. Männer und Frauen verschiedenen Alters, unterschiedlicher Größe, Farbe und Erscheinung versammeln sich vor den Feuerwehrstationen, entzünden Kerzen und legen Blumen nieder. Niemand weiß, was man tun kann, außer weinen.

Läuten.

An allen Baumstämmen in unserer Straße hängen Bilder der Vermissten. Ich betrachte die Gesichter und erneut fällt mir ein, dass man, wenn man 30 Blocks mit der U-Bahn fährt, alle Gesichter der Welt erblickt. Nun blicken einen auf der 11. West alle Gesichter der Welt von den Bäumen her an. Die Türme stürzten auf die verschiedensten Menschen ein. Es fällt schwer sich vorzustellen, dass irgendwer auf dieser Erde an dem Geschehenen unbeteiligt bleiben könne.

Beat.

Oliver schläft zwei Nächte lang auf unserem Schlafzimmerboden. Er sagt, er habe keine Angst, allerdings könne er schlecht einschlafen. Aber keine Angst. Ich liege und lausche seinem Atmen. Ich gehe in Hannahs Zimmer und betrachte sie eine Weile beim Schlafen. Ich küsse ihre Wange, vergewissere mich von Nahem, ob sie atmet. Ich sehe in ihr lächelndes Gesicht und erinnere die 5jährige Hannah, wie sie darauf reagiert, dass ihr Bruder im selben Moment wie ich sterben will: „Ich werde viel länger als Du leben, Daddy, weil ich jung bin und Du alt bist!“ Ich erinnere mich an eine Warnung von Montaigne, die ich Jahre zuvor las, als ich mich als Student einschrieb: „Unser Neid, wenn wir unsere Kinder betrachten, die ins Leben schreiten und es genießen, während wir damit abschließen, lässt uns umso missgünstiger und strenger mit ihnen werden. Wir sträuben uns dagegen, dass sie in unsere Fußstapfen treten, als ginge es ihnen darum, uns vom Wege zu stoßen. Und wenn es uns ängstigt, dass unsere Kinder nur auf unsere Kosten leben und gedeihen können, dann sollten wir uns wahrlich fragen, ob wir zur Vaterschaft taugen.“

Läuten.

Wir schauen George Bush Juniors Rede an die Nation; zusammen, als Familie. Hannah verlässt gelangweilt den Raum. Oliver bleibt und sieht zu, blättert aber nebenbei im *Golf Digest*. Binnen weniger Minuten ist er in eine Photoreportage übers Chippen vertieft. Bush Junior dröhnt weiter. Er

wirkt fast wie ein Präsident. Das ist seine große Stunde der Bewährung, und das weiß er. Politisch gesehen ist er ein Glückspilz. Oliver ist zu jung um sich daran zu erinnern, wie sich Bush Senior um einen solchen Moment bemühte, vor nicht einmal zehn Jahren, als er Bagdad bombardierte. Damals, nachdem Bush Senior seine Rede an die Nation beendet hatte, packte ich Gill, Hannah und Oliver unverzüglich in unsere Familienkutsche und fuhr zum Haus meiner Mutter nach Massachusetts. Meine älteren Kinder wohnen und arbeiten in LA. Ich war sicher, dass die USA Bagdad bombardieren würden und dass Hussein mit Terroranschlägen auf New York City reagieren würde. Das *was* stimmte, nur im *wann* irrte ich mich.

Beat.

Ich werde nie vergessen, wie ich im Wohnzimmer meiner Mutter im Fernsehen die Bomben auf Bagdad fallen sah – die endlosen Lichtstreifen, die die Nacht illuminierten wie das Feuerwerk am 4. Juli. Ich erinnere mich daran, wie ich schluchzte und schluchzte in Gedanken an Familien wie die meine, die von Explosionen zerfetzt wurden, während Saddam Hussein weit jenseits der Schlachtfelder in seinem sicheren Versteck saß. Und jetzt bin ich ein irakischer Vater, ein israelischer Vater, ein palästinensischer Vater, ein afghanischer Vater. Ich habe die Seiten gewechselt und kenne den entsetzlichen Terror. Ich weiß, ich will meine Familie beschützen – ich weiß nur nicht, wie. Ich bin hilflos. Theoretisch weiß ich, wie ich mir einen Rest Kontrolle weismachen kann, aber ich bin mir bewusst, dass dies eine Illusion ist und dass ich mich selbst belüge. Ich bin hilflos.

Beat.

„Du bist für uns oder Du bist für sie!“ Bush Junior warnt die Welt. Er dämonisiert Bin Laden, als sei Bin Laden ein Mann ohne Plan, ohne Forum, ohne Millionen und Abermillionen, die ihm breitwillig folgen. Osama Bin Laden ist der fundamentalistische Freddy Mercury, der „We

are the Champions“ schreit, während Bush Junior noch immer als privilegierter Vortänzer in Andover hockt. Ich habe Angst, aber nicht um mich. Ich fürchte um die Sicherheit meiner Kinder; ich habe Sterbensangst.

Beat.

Polizisten und Soldaten säumen die Straßen von Lower Manhattan. Wenn wir die 14. Straße entlanggehen oder heimkommen, müssen wir uns ausweisen. Unser Wagen steht in einer Garage beim Highway nahe des Ground Zero, also mitten im Sperrgebiet. Bei der Garage müssen wir einer bewaffneten Wache die entsprechenden Papiere vorlegen und werden dann zum Auto begleitet. Ich habe mich immer schon gefragt, wie es sich wohl anfühlt, in einem Polizeistaat zu leben. Heute weiß ich es. Ich bin dankbar. Ich möchte jedem Polizisten danken, jedem Feuerwehrmann, jedem Soldaten. Ich würde ihnen am liebsten Suppe bringen.

Läuten.

Ich war mal in einer Maschine, die um 12 000 Fuß absackte. Die Triebwerke stoppten, die gesamte Energie fiel aus. Wie durch ein Wunder gelang es dem Piloten, die Motoren neu zu starten. Ich saß neben einer Stewardess im Ruhestand. Als die Triebwerke verstummten und das Flugzeug seinen freien Fall begann, sagte sie mir mit ruhiger Stimme: „Wir stecken in Schwierigkeiten.“ Ich klappte meinen Tisch ein, säuberte meine Plastik-Lunchbox; all dies langsam und penibel, mir selbst die Illusion der Kontrolle vorgaukelnd. Ruhig sage ich zu der pensionierten Stewardess: „Meine Frau ist schwanger. Nicht der beste Zeitpunkt für mich, abzutreten.“ Die Illusion der Kontrolle. Das ist alles, was uns bleibt.

Beat.

Notlandung in Denver. Wir kommen auf einer Landebahn fern des Towers zum Stehen. Der Pilot verlautbart: „Sorry ihr da hinten. Da hat sich ein

bisschen Eis auf dem Flügel gebildet, aber wir kriegen das wieder hin. Bitte bleiben Sie sitzen, in ein paar Minuten fliegen wir weiter.“ „Nicht mit mir!“ sage ich und verlange, das Flugzeug verlassen zu dürfen. Schließlich wird eine Treppe zur Türe gerollt und ich erhalte die Erlaubnis, auszusteigen. Nur die pensionierte Stewardess und ich verlassen die Maschine. All die anderen Passagiere verharren in ihren Sitzen und tun, wie ihnen geheißen. Mein Leben ist zu einer Springsteen-Liedzeile geworden: „They said sit down. I stood up.“

Läuten.

2 Wochen sind seit den Anschlägen vergangen. Ich habe das Gefühl, dass jeder um mich herum in sein altes Leben zurückkehrt – es geht besser. Im Gegensatz dazu geht es mir schlechter und schlechter. Ich kannte die Depression und Verzweiflung, die ich jetzt fühle, an mir noch nicht. Weltuntergangsschmerz. In meinem Kopf spuken dreimal pro Nacht die Variationen desselben Traums herum, wie ein schlechter Schwarzenegger-Film... Ich bin in der Maschine, ringe die Entführer zu Boden, wiege die anderen Passagiere auf, die Wahnsinnigen anzugreifen und die Katastrophe abzuwenden. Tja, eine gewisse Hybris, aber es ist wirklich schwierig, wie wir in der 11. Straße zu wohnen, gleich bei der Wand mit den Bildern der Vermissten, am St.Vincent's Krankenhaus. Ich kann mich nicht davon lösen. Ich sehe die Photos, jeden Tag... und die trauernden Familien und Freunde... die Kerzen, die Blumen, die Absurdität, dass das Krankenhaus die Mauer „Wand der Hoffnung“ nennt. Erinnert mich daran, dass die Regierung keinen passenden Namen für den Krieg findet, der folgen wird. Wieso ihn nicht einfach *Operation Bob Goldberg* nennen? Bob Goldberg war vor Jahren mein Steuerberater. Goldberg scheint mir ein überaus treffender Name, viel unprätentiöser als *Operation ultimativer Gerechtigkeit*, und ganz sicher weniger offensiv gegenüber der islamischen Welt.

Beat.

Ich kann mir einfach nicht die 6000 Leihenteile vorstellen, die ganz in der Nähe im Schutt verrotten. Ich kann ihren Tod in der Luft riechen, die ich atme. Menschen, die in anderen Gegenden wohnen, haben keine solche Bombenphobie wie wir hier, Downtown. Ich weiß, die Alpträume begannen, als die erste Maschine 500 Fuß über unserem Haus flog. Hinzu kam, dass unsere Kinder in Gefahr waren. Und nun sehe ich, egal wohin ich mich wende, die herzerreißenden Bilder der Vermissten – wie Beweise für das, was wirklich geschehen ist. Das ist kein übertriebener Katastrophenfilm. Das ist geschehen.

Beat.

Um 4 Uhr 44 wache ich schweißgebadet auf. Ich hatte schon wieder diesen Traum, doch diesmal war er blutrünstiger als sonst. Die Teppichmesser waren außergewöhnlich effektiv. Ich gehe ins Bad, finde eine Valiumtablette, schlucke sie. Während ich auf die Wirkung der Droge warte, schreibe ich in mein Notizbuch: „Das ist keine gute Zeit für Menschen mit Imagination.“

Beat.

Oliver dreht einen Film für die Schule, Hannah schreibt einen Artikel für die Schülerzeitung. Darüber zu schreiben scheint ihnen zu helfen. Hoffentlich können die Kinder der Stuyvesant in einer Woche wieder in ihr Schulgebäude zurückkehren. Sie sind mit der U-Bahn zum Unterricht zur Brooklyn Tech gependelt. Sie werden psychologische Hilfe brauchen, wenn sie in ihre alte Schule zurückkehren – gleich gegenüber dem Ground Zero. Sie haben alles gesehen.

Beat.

Ich rede mir ständig ein „Es werden bessere Tage kommen“, aber ich glaube keine Sekunde daran. Ich glaube nur, dass ich damit besser umgehen werde, dass ich gegenüber den Vermisstenphotos abstumpfe.

Die Luft wird bald besser schmecken. Ich werde all dies in meinem Unterbewusstsein vergraben – in einem Winkel, reserviert für Hitler und meinen blindwütigen Vater – für Feuer und Flut und Erdbeben – für alles, was mir Bedrohung bedeutet.

Läuten.

Ein redseliger Brieffreund aus Paris schickt mir eine E-Mail mit nur einer Frage: „Quel monde dégueulasse laissons nous à nos enfants? Welch widerliche Welt hinterlassen wir unseren Kindern? Ich habe entsprechend nur eine Antwort: Je ne sais pas. Ich weiß es nicht.

Beat.

Ich zwingen meine Familie, mit mir ein Wochenende in Massachusetts zu verbringen. Mein mittlerer Sohn Adam bringt seine Freundin Kathleen mit. Sie sind angesagte Musiker und beide leidlich gelangweilt von den touristischen Sehenswürdigkeiten, die Gloucester, Massachusetts, zu bieten hat, doch scheinen sie auch weniger schockiert und deprimiert als sie es noch in New York waren. Sie wittern Anthrax an jeder Ecke und sind überzeugt, wir alle müssten stets eine Megadosis Cipro mit uns herumtragen.

Telefonklingeln.

Ein Fernsehagent von William Morris ruft mich an, fragt, wie es uns geht und meint, ein exzellentes Projekt käme auf mich zu. Auch lässt er mich wissen, einer seiner Freunde habe aktuell 10 000 Gasmasken geordert, die er Freunden und Kunden als Präsent zukommen lassen wolle. Ich bin beeindruckt. „10 000“ erwidere ich, „das ist die Hälfte der Einwohnerzahl meiner Geburtsstadt.“ (Sogleich stelle ich mir vor, wie es wäre, wenn es meiner Verantwortung obliegt, wer in Wakefield, Massachusetts, eine Gasmaske erhält und wer einer tödlichen Seuche ausgeliefert wird. Rette ich die Kinder von der Schwesternschule, die mir 1945 im Gebüsch

auflauerten und mich mit den Worten „Ihr Juden habt Jesus ermordet! Ihr Juden habt Jesus ermordet!“ niederwarfen? Natürlich rette ich sie. Ich rufe meinem Assistenten zu: „Gib ihnen Masken, Al!“.) Ich erfahre, dass Warner Brothers und die Paramount Studios Bataillone bewaffneter Wachen beschäftigen. Mir scheint, die Hollywood Egos beziehen alles auf sich. Besteht irgendein Zweifel daran, dass Osama bin Laden es auf Michael Eisner, David Geffen und Sherry Lansing abgesehen hat? Ich versuche, mir den bezahlten Wachschutz Bruce Willis, Sly Stallone, Tom Cruise und all unsre anderen gestählten Filmheroen vorzustellen. Und erst jetzt wird mir klar, dass ich langsam sauer werde auf alle jenseits der 14. Straße oder dem Süden Brooklyns. Die Tragödie ist eindeutig eine Sache, die Downtown betrifft.

Beat.

Ich spüre, dass ich meine Freunde in Gloucester langweile. Sie wollen, dass ich aufhöre, darüber zu sprechen. Ich nerve sie. Die einzig Interessierten sind die alten Kiffer, die Pläne für einen Friedensmarsch nach Washington schmieden. „Wirst Du mit uns marschieren, Mann?“ „Nein danke. Das hab ich 68 gemacht, Mann. Hab mir Blasen geholt und der Krieg ging trotzdem weiter.“ In Wahrheit habe ich mich aktiv gegen den Vietnamkrieg engagiert, aber was heute geschieht ist was völlig anderes. Es ist, als würden sich wahnsinnige Mörder in unseren Wäldern verstecken und nach unsren Leben trachten, und wir müssen auf jeden Busch klopfen, sie aufzuscheuchen und aus unseren Leben zu vertreiben. Doch die meisten Leute, die ich in Gloucester treffe, sind in ihr altes Leben zurückgekehrt, arbeiten an ihrem Golf-Handicap oder der Ausschmückung ihrer Vorgärten anlässlich Halloween. Ich rede nur über die Tragödie. Ich bin der alte Seemann. Ich bin George Augustin Santayana, der predigt, wir seien dazu verdammt, alles zu wiederholen, was wir vergessen.

Beat.

Überall die amerikanische Flagge. Als reiche das Hissen des Sternenbanners. Zeige den Verrückten die Flagge, und sie werden es nicht noch einmal wagen. In Rockport, Massachusetts, sehe ich einen Mann mittleren Alters, der sich T-Shirt und Shorts aus einer Amerika-Flagge geschneidert hat. Eine kleinere Flagge hat er zusammengerollt und trägt sie als Stirnband. Vor einem Monat wäre der Jogger eingesperrt worden. Extreme Patrioten hätten die Cops gerufen und ihn der Verunglimpfung des Nationalheiligtums angezeigt. Eine Meile weiter erblicke ich eine junge Frau in nahezu demselben Outfit. Viele Flaggen, die vor den Häusern an Gloucesters Küstenstraßen gehisst wurden, hat der scharfe Wind zerfetzt. Es ist, als seien wir in den Krieg zu Gettysburg zurückgekehrt, da die Banner in Fetzen wehen: *O sagt, könnt ihr ihn sehen – den Mann in Flaggenshorts?*

Beat.

Tatsächlich bin ich sauer auf all diese Menschen, diese Nicht-New-Yorker, die nichts erlebt haben als die Angst um ihre eigene Haut. Aus einer frühen Ehe habe ich eine Tochter, Julie. Sie lebt in Marblehead, Massachusetts. Sie erzählt mir, sie befürchte, ihre Kinder hätten Todesängste auszustehen, weil sie einen Kindergarten im jüdischen Gemeindezentrum besuchten. „Das jüdische Gemeindezentrum von Marblehead ist gewiss kein Ziel der al Kaida“ versichere ich ihr. Ansonsten ist sie eine kluge Frau, und ihre irrationale Panik stimmt sie nachdenklich.

Beat.

Es scheint mir, als gehöre einer Gruppe von Menschen an, die viel mehr von der Tragödie betroffen ist. Einfach gesagt: Meine Gruppe flippt völlig aus. Aber was genau macht meine Gruppe aus? Ich rede mir ein, die meisten seien Künstler, und Künstler reagieren halt sensibler. Zunächst erscheint mir das positiv. Aber – das hat Blödsinn nun mal so an sich – Blödsinn bleibt Blödsinn. Blödsinn macht keinen Sinn. Also denke ich weiter nach. Langsam dämmert mir, ich benutze vielleicht diese Tragödie

als Grund meiner unendlichen Wut, meiner fortlaufenden Depression. Ich gebe mir gegenüber zum ersten Male zu, dass ich bereits vor dem 11. September kein Ausbund an Fröhlichkeit war. Ich denke über den Umzug meiner Schwägerin nach Ägypten nach. Das erinnert mich wieder mal daran, dass wir nicht wissen, was der andere denkt. Wir können uns vormachen, es zu wissen, aber es stimmt nicht. Wir stecken nicht im Kopf des anderen. Das können wir einfach nicht. Wir denken, wir können. Wir glauben, die Liebe ermögliche es uns. Aber das stimmt nicht. Vielleicht rückt sie uns näher, aber nicht so nah; nicht so nah. Letztendlich wissen wir nicht, was im Kopf irgend eines Menschen vor sich geht... nicht in dem unserer Frau, unseres besten Freundes, unserer Kinder – in niemandes.

Läuten.

Gill und ich machen einen Spaziergang. Wir besuchen Adam in Soho. Wir treffen ihn auf dem Bürgersteig vor seiner Türe. Kathleen ist zu aufgelöst, uns zu begegnen. Sie hat sich oben hingelegt. Ich kann es ihr nachfühlen. Adam erzählt, sie planen ein Konzert, Geld für die Opfer und Hinterbliebenen zu sammeln. Er engagiert sich für einen Aktionsplan. Er kehrt zu seinem alltäglichen Leben zurück. Ich bin glücklich für ihn. Und neidisch. Ich biete meine Hilfe an. Er durchschaut meine Bedürftigkeit und akzeptiert meine nutzlose Hilfe. Ich biete an, die Kontakte zu Bob diNero und Paul Simon aufzumachen, zwei alten Kumpels. Gut. Ich werde auch versuchen, JayZ in meinem Fitnessstudio klarzumachen. Klasse. Ich habe eine Aufgabe. Wir umarmen und küssen uns. Adam geht wieder rauf. Ich denke bei mir, wie schön es ist, zu lieben und geliebt zu werden. Gill und ich gehen ins Old Navy und ins Banana Republic, shoppen. Beide haben Ausverkauf zu Ramschpreisen – alles, um die Menschen wieder in ihre Läden zu treiben. Wir kaufen Kaffee im New World – tun ganz alltägliche Dinge. Nichts funktioniert. Überall Downtown spürt man den leichten Hauch des Todes. Die Stadt ist zu ruhig. Die klaffende Wunde in der Skyline schreit nach Aufmerksamkeit. „Was stimmt an diesem Bild nicht?“ fragt man sich selbst, wenn man von verschiedenen Standorten aus die

New Yorker Skyline betrachtet. Ich habe in den vergangenen zwei Wochen mehrfach in die Höhe geblickt und gedacht, die Türme seien zurück. Man sagt, Amputierte spürten den Schmerz ihrer fehlenden Körperteile. Ich denke, die New Yorker fühlen den Phantomschmerz der Twin Towers. Scheinbar zusammenhanglos reißt mich Gillian aus meinen Gedanken und sagt: „Gut für die Leute, die vor dem 11. September starben. Sie werden nie erfahren, was der Welt zugestoßen ist.“ Ich nehme sie bei der Hand. Ich weiß, sie denkt an ihre tote Mutter. Ich schließe die Augen und sehe das Gesicht von Samuel Beckett. Er weint.

Läuten.

Susan Sontag veröffentlicht im New Yorker einen Artikel, in dem sie behauptet, bei den Entführern handle es sich nicht um Feiglinge. Ich stimme ihr nicht zu. Auf den ersten Blick mag man denken: „Schon faszinierend, ein oder zwei Jahre damit zuzubringen, den eigenen Tod vorzubereiten.“ Aber dann kommt man dahinter, dass sie mitnichten ihren eigenen Tod planten, sondern den tausender Anderer. Ein mutiger Mensch stellt sich seinem Feind – Auge in Auge – und er kämpft, mit Worten oder Waffen oder beidem. In ein Gebäude mit 50 000 Büroangestellten hinter ihren Schreibtischen zu fliegen? Das ist die Definition von Feigheit, Sontag. Du bist derart auf der falschen Fährte. Aber das Leben ist kurz und schmerzvoll, lass uns nicht über Begriffe streiten. Vielleicht trifft es das Wort *Feigling* nicht. Lass uns ein Wort finden, hinter dem wir beide stehen können. Wie wäre es mit *Fanatiker*? Okay? Fein. Lass uns weitermachen.

Beat.

Wir Amerikaner haben uns über Jahre hinweg selbst belogen. Unsere Nation wird von ebenso vielen Menschen gehasst wie jenen, die das Gegenteil empfinden. Früher oder später musste es auf uns zurückkommen. Und das tat es auch. Verleugnung ist auch eine Form von Paradies. Jetzt ist sie fort. Wir werden uns nie mehr sicher fühlen. Unsere

selbst auferlegte Unschuld hat sich in die schlimmste fremdbestimmte Erfahrung verwandelt. William Blake wäre verblüfft. Wordsworth würde weinen.

Läuten.

Mohammed Atta hinterlässt in seinem letzten Willen Instruktionen, wie mit seinem Leichnam umgegangen werden soll. Auszüge werden im Radio verlesen. Unter anderem verlangt, dass, wer auch immer seine Genitalien berühre, Handschuhe tragen solle. Eine weitere Order lautet, seine Leiche solle mit Eau de Cologne eingesprüht werden. Des Weiteren darf keine Frau den Leichnam anschauen und sich keine Schwangere in seiner Nähe aufhalten. Schließlich will er mit dem Kopf gen Osten beerdigt werden. Hat Atta wirklich gedacht, da bliebe ein Leichnam übrig, den man begraben könne? War er so verrückt? Ich ertappe mich dabei, wie ich meinen Blick von Attas Photo in der Tageszeitung abwende, von seinen weit aufgerissenen Augen des Wahnsinns. Es ist, als würde er mich hypnotisieren und mich dazu zwingen wollen, Blumen am Eingang des Holland-Tunnels in der 7.Avenue zu verkaufen. O, ich vergaß – der Tunnel ist gesperrt. Wer war der Durchgedrehte, der Mohammed Atta sein Einfahticket für bares Geld verschacherte? Der sollte seinen Preis bezahlen.

Beat.

Die Tochter eines Freundes in Florida recherchiert über islamistische Fundamentalisten und findet heraus, dass sie glauben, sie werden ewig in der Hölle schmoren wenn sie in der Nähe eines Schweins krepieren. Daraufhin sendet sie eine E-Mail an Präsident Bush, in der sie vorschlägt, in jedem Cockpit ein Ferkel zu postieren. Sie schickt mir eine Kopie. Ich lese sie und frage mich, ob es nicht reicht, wenn schwangere Stewardessen Spanferkeltoasts verteilen?

Beat.

Heute Morgen erscheinen in der Zeitung Bilder einer Überwachungskamera, die Atta und Al-Omari bei einer Auffahrt in South Portland, Maine, zeigen. Ein ähnliches Photo zeigt sie Minuten später auf dem Parkplatz eines Pizza-Uno-Ladens. Al-Omari lächelt befreit. Er sieht hübsch aus, süß. Wirkt wie ein netter Bursche. Meine Mutter hat mich stets gewarnt, dass harmloses Aussehen trügen könne.

Beat.

Ich blicke meine Kinder am Esstisch an. Hannah liest einen Roman, Oliver studiert eine Broschüre. Ich frage mich, ob sie je die Universität besuchen oder gleich nach der Highschool zum Kriegsdienst rekrutiert werden? Wie ging meine Großmutter damit um, dass sie während des 2. Weltkriegs drei Söhne hatte? Wie ging sie damit um, dass Onkel Freddy 2 Jahre in deutscher Kriegsgefangenschaft verbrachte? Ich bin ehrlich beeindruckt, dass sie solchen Horror überlebte. Ich glaube nicht, dass ich das durchstehen könnte. Andererseits – sie war eine Frau. Und ich bin bloß ein Mann.

Läuten.

Matthew und Kelly kommen uns besuchen. Sie sind beide klug und einfühlsam. Außerdem haben sie ganz glasige Augen. Sie leben in der West Street, beim West Side Highway, gleich um die Ecke von Christopher. Seit den Anschlägen säumen Trauben von Menschen die Straße vor ihren Fenstern, den Feuerwehrleuten, Polizisten und Räumkommandos zuzujubeln, all den Freiwilligen, auf ihrem Weg zum und vom Ground Zero. Die Fahrer hupen, als wollten sie sich für die Dankeschreie revanchieren. Wegen all dem Geschrei, Gehepe und der den Hudson River überwachenden Düsenjäger haben Matthew und Kelly seither maximal eine Stunde am Stück geschlafen. In den frühen Morgensunden laufe ich den Hudson River Fahrradweg entlang; dem, was von unserer Rennstrecke noch geblieben ist. Als ich in die Nähe von

Matthew und Kelly gelange, erblicke ich eine Gruppe von Transvestiten, die jubelnd den Trucks zuwinken, die von der Christopher Street und dem West Side Highway her nahen. Viele der Männer in Kleidern stimmen in einen Chor mit ein und singen „We will rock you!“. Freundlich antworten die passierenden Truckfahrer mit Hupen. Schön abgedrehter Jubel – einmal abgesehen davon, dass der Schrecken des Ground Zero gerade mal eine halbe Meile entfernt liegt. Matthew und Kelly sind noch näher dran, in der ersten Etage, und versuchen, eine Mütze Schlaf zu kriegen.

Beat.

Matthew erzählt, ihm sei aufgegangen, dass er vor drei Wochen noch, vor dem 11. September, im Paradies lebte. Ich halte meine Tränen zurück. Ich weiß, dass er Recht hat, und ich sag's ihm. Später liege ich stundenlang wach und denke über den Verlust des Paradieses nach. Als ich schließlich schlafe, habe ich den Traum. Ich bin in der Maschine, ringe die Entführer zu Boden. Ich bin der Supervater, der alle Kinder der Erde rettet. Ich wurde mit Teppichmessern aufgeschlitzt, aber nichts kann mich aufhalten. Ich fliege die Maschine nach Newark, lande sie weich. Standing Ovationen der anderen Passagiere. Sogar Mohammed Atta zeigt sich beeindruckt. Ich weigere mich, den auf der Landebahn wartenden Pressehorden meinen Namen zu nennen. Ich bin der geheimnisvolle anonyme Superpapi, ein stiller Held.

Läuten.

Gill und ich fahren nach Rhode Island, wo Gill am Ocean State Marathon teilnehmen will. Hannah verbringt die Nacht bei Rachel, Oliver bei Adam und Kathleen. Wir nähern uns der Grenze zu Connecticut, als uns Adam auf dem Handy anruft, uns mitzuteilen, dass die ersten amerikanischen Bomben auf Afghanistan fallen. Wir kehren um, fahren zurück nach NYC, halten bei einer Tankstelle die aktuelle Ausgabe der Newsweek zu besorgen, die mit den *Kindern am Ground Zero* titelt, einem Artikel über Oliver und seine Klassenkameraden auf der Stuyvesant.

Beat.

Heute sehe ich im Fitnessstudio eine Sondersendung. Alle stoppen ihre Workouts und starren ungläubig auf die Glotze. Der Anthraxtest von Tom Browaks Assistent fiel positiv aus – Pulver aus einer Briefsendung aus St.Petersburg, Florida. Drei weitere Anthrax-Vorfälle werden aus Florida gemeldet, ein Todesopfer. Panik macht sich im Fitnessstudio breit. Ich notiere in Gedanken: Keine gute Zeit, einem Prominenten zu assistieren. Auf dem Heimweg komme ich an einigen Menschaufläufen beim St.Vincent's vorbei, die mit weit aufgerissenen Augen in die Höhe blicken wie Rehe im Scheinwerferlicht. Über ihnen steigen drei blaue Trauben von Partyballons in den Himmel. Jeder hier unten scheint denselben Gedanken zu haben: Die Ballons sind mit Anthrax gefüllt. „Unmöglich!“ sage ich laut. „Das sind nur Ballons.“ Weil die meisten der Schaulustigen jung sind und ich graues Haar habe, scheinen sie einigermaßen beruhigt. Mir scheint es keine gute Idee, den *Red Balloon* im New York des Oktober 2001 erneut wiederauferstehen zu lassen.

Beat.

Zuhause erzählt mir Gill, dass sie über den 4jährigen Sohn eines umgekommenen Brokers gelesen hat, der verzweifelt versucht, seinen Vater telefonisch im Himmel zu erreichen. Die Mutter konnte das Kind schließlich überzeugen, dass die Telefonleitungen nicht bis in den Himmel reichen. Also begann der Junge, Nachrichten an den Vater über gasgefüllte Partyballons in den Himmel zu senden. Er schreibt eine Nachricht, bringt sie zu einem Laden für Partyzubehör, wo sie für 25 Cent an einen mit Helium gefüllten Ballon gehangen wird. Dann nimmt der Junge den Ballon mit nach draußen, lässt ihn los und betrachtet den Ballon, wie er in den Himmel steigt. Sehnsüchtig wartet er auf Antwort.

Läuten.

Ich laufe den Hudson River entlang. Ein entspannter, sonniger Morgen.
Ich denke über die Schönheit meiner Kinder nach. Ich denke an den
Reichtum der Liebe nach, die ich für und von meinen Kindern fühle, für
und von meiner Frau. Ich denke ans Paradies. Ich schaue auf,
herauszufinden, ob ich es immer noch sehen kann. Aber es ist weg. Es
war da, solange ich New Yorker bin. Aber jetzt ist es weg

Der Mann schaut hoffnungsvoll nach oben. Ein Solo-Cello spielt gequält, kommt zum
Ende. Es folgt Stille. Das Licht blendet ab.

DAS STÜCK IST AUS.